

Von Syrien in die Schweiz: eine Familie zwischen Hoffnung und Integration

Dossier
Migration

Die Hoffnung auf sichere medizinische Versorgung und eine bessere Zukunft für ihre beiden Kinder mit Behinderungen bewog die Familie Abdulkarim, ins Exil zu gehen. Ein Weg mit vielen Hürden.

Text: Lise Tran – Fotos Dossier: Antoine Tardy



Die vierjährige Meryem bringt mit ihrem lebhaften Geplauder etwas Leichtigkeit in die Wohnung der Familie Abdulkarim in Renens.

Im geräumigen Wohnzimmer läuft eine Informationssendung mit arabischen Untertiteln ohne Ton in der Endlosschleife. Teppiche mit arabischer Musterung liegen auf dem Boden, an den Wänden stehen schwere dunkle Ledersofas. Alles erinnert an den Orient, aus dem die kurdische Familie 2014 geflohen ist. Früher wäre es für Khonaf Abdulkarim, Mitte Dreissig und Mutter von drei Kindern, niemals in Frage gekommen, ihr Land zu verlassen. Warum hat sie ihre Meinung geändert? Wegen der «Krankheit» von Alan, dem Ältesten, und von Sara, der Zwillingschwester von Meryem. «Als in Syrien der Krieg ausbrach, war eine medizinische Versorgung unserer Kinder nicht mehr möglich», erklärt sie der Übersetzerin auf Arabisch. Diese begleitet die Familie bei allen medizinischen und administrativen Gängen, seit sie in der Schweiz lebt. Dieses Land erschien ihnen wie ein Versprechen, dass ihre Kinder geheilt werden könnten. Doch Alan und Sara haben beide eine Mikrozephalie, unheilbare Symptome einer schweren zerebralen Entwicklungsstörung. «Die Ärzte haben uns erklärt, dass es keine Behandlung dafür gibt und dass man ihnen lediglich das Leben erleichtern kann», erklärt Abdelhalim Abdulkarim, der gerade von einem Elterntreffen der Schule von Meryem zurück-

kehrt und sich in seiner Muttersprache an unserem Gespräch beteiligt. Meryem, der kleine brünette Wirbelwind, plappert auf Französisch daher, der Sprache, die sie seit ihrer Einschulung vor einem Monat spricht. Sie unterbricht unser Gespräch, verschüttet beinahe unsere Tees, wirft ihre Puppe zu Boden und verschwindet im Zimmer, wo ihr Bruder und ihre Zwillingschwester im Bett liegen.

Ungeeignete Bedingungen

Bald verschwindet das Tageslicht aus dem Zimmer, in dem sich zwei kleine Spital-Betten gegenüber stehen. Hier liegen der sechsjährige Alan und die vierjährige Sara, manchmal regungslos, manchmal von spastischen Anfällen geschüttelt. Heute waren sie nicht im Institut Pivert in Lausanne, der Einrichtung, in der sie von Mittwoch bis Freitag betreut werden, wenn es ihr Gesundheitszustand zulässt. Aufgeregt durch unsere Anwesenheit und neugierig auf alles, durchbricht Meryem die Ruhe und Spitalatmosphäre im Raum. Die Fortbewegungsmittel für Alan und Sara sind ein Kinderwagen und ein Spezial-Rollstuhl, in die ihre Mutter die beiden nun setzt, um sie in den Salon zu führen. Als die beiden im Alter von zwei Jahren beziehungs-

weise 10 Monaten in die Schweiz kamen, war der Migrationsparcours der beiden Kinder noch nicht absehbar. Die Familie erfüllte zwar die Bedingungen für eine Familienzusammenführung in der Schweiz, doch die Reise und die Unterbringung waren strapaziös. Alleine mit ihren drei Kindern reichte Khonaf Abdulkarim, damals Lehrerin für Geschichte, in Istanbul einen Visumsantrag ein. Nach einer Wartezeit von fünf Tagen flogen sie nach Basel: «Weil ich alleine war, hatte mein Schwager für den Flug um Begleitpersonen gebeten. Aber Alan weinte die ganze Zeit. So blieb es, ganze drei Tage lang, ohne Unterbruch», erinnert sich die Mutter. Nach der Rheinstadt kamen sie in das Empfangs- und Verfahrenszentrum (EVAM) Vallorbe. Dort blieben sie zwanzig Tage. Khonaf Abdulkarim wollte in der Nähe von Lausanne, der Stadt, wo seit acht Jahren ihre Schwester lebt, bleiben. Aber die Bedingungen im Durchgangszentrum Crissier waren für Kinder mit schweren Behinderungen ungeeignet: «Das Haus war unhygienisch. Es gab nur Gemeinschaftstoiletten. Die Kinder konnten nicht angemessen ernährt werden, sie vertrugen das Essen nicht und erbrachen sich.» Mit zugeschnürter Kehle hält die junge Frau einen Moment inne in der Erzählung ihrer Geschichte.

Der dramatischen Situation setzte ihr Schwager ein Ende, indem er die Kinder ins Kinderspital nach Lausanne brachte. Begleitet durch eine Kinderpsychologin, fand auch die junge Mutter Unterstützung und konnte ihr ihre Geschichte anvertrauen.

Ein Neubeginn

Mit der Unterbringung in einer Zweizimmerwohnung beginnt für die Familie Abdulkarim ein neues Leben in der Schweiz. Die vom Waadtländer Empfangs- und Verfahrenszentrum (EVAM) zugewiesene erste Wohnung erweist sich als zu klein und ungeeignet, um Spitalbetten einzurichten. Alan bleibt deshalb im Spital, bis das EVAM eine grössere Wohnung findet, in der fünf Personen leben können – vier Monate nach Ankunft seiner Frau und seiner Kinder in der Schweiz folgt ihnen Abdelhalim Abdulkarim. Wegen Unterernährung verbringt Alan ein Jahr im Spital, Sara sechs Monate.

Die geräumige, ebenerdige Wohnung in Renens, in der die kurdische Familie aus Syrien uns heute empfängt, ist ihre dritte Unterkunft in der Schweiz. Mit der Erteilung der Aufenthaltsbewilligung (B-Ausweis) konnte sie die vom EVAM zugewiesene Wohnung verlassen und sich eine neues Zuhause suchen: «Sechs Monate dauerte die Suche. Gefunden haben wir die Wohnung schliesslich dank der Pro Infirmis, an die uns die Sozialhelferin des Spitals verwiesen hat.» Von welchen weiteren Hilfen profitiert die Familie Abdulkarim heute? Wenn Alan und Sara sich nicht gut fühlen, wenden sich die Abdulkarims an das kantonale Pädiatrie-Team «Palliative Care und Unterstützung» des CHUV in Lausanne, das nicht nur für Kinder am Lebensende, sondern auch für Kinder mit schweren Behinderungen da ist: «Das Team koordiniert alle Dienstleistungen, die sie in solchen





Momenten benötigen», erklärt Khonaf Abdulkarim, sichtlich zufrieden mit dem Angebot. Ansonsten erhalten Alan und Sara zweimal wöchentlich eine Pflege zu Hause, die von den Sozialmedizinischen Diensten geleistet wird. Zudem besucht eine Pflegefachfrau einmal pro Woche Alan. «Ein Dienst von Pro Infirmis hütet auch ab und zu

unsere Kinder, wie jenes Mal, als wir wegen des Nationalfeiertages abwesend waren», führt die Mutter aus. Während die kurdische Familie aus Syrien tagsüber verschiedene Hilfen zur Verfügung hat, kann die Situation in der Nacht problematisch werden: «Es ist schwierig, auf unsere Verwandten zu zählen: Es ist nicht allen gegeben, Kinder zu pflegen oder zu ernähren, wenn sie eine epileptische Krise haben.» Und wie steht es um die Integration der Familie unter diesen Umständen? Die Abdulkarims haben im Moment keine Anstellung, auch wenn der Ausweis B sie dazu berechtigt. «Wenn ich arbeiten würde, müsste sich meine Frau ganz alleine um die Kinder kümmern, das geht nicht», erklärt der ehemalige Minibus-Chauffeur. Dank Französisch-Kursen versteht Abdelhalim Abdulkarim unsere Fragen auf Französisch. Dieser Sprache begegnet auch Khonaf bei den zahlreichen Arztbesuchen mit den Kindern. Manchmal muss Sara einen ganzen Monat im Spital bleiben: «Ich lerne dabei Eltern kennen, deren Kinder auch im Spital sind. Hier sind die Menschen nett. Sie betrachten uns nicht mit diesem Mitleid, wie in Syrien.»

Eine beispiellose Zusammenarbeit

Seit 2014 gibt es zwischen der Sozialberatung von Pro Infirmis Waadt und dem Waadtländer Empfangs- und Verfahrenszentrum (EVAM) eine Vereinbarung für eine Zusammenarbeit. Demnach interveniert die Sozialberatung bei Asylsuchenden auf Anfrage des EVAM. Kinder von asylsuchenden Familien, die jünger als sieben Jahre alt sind, werden durch den Sozialpädagogischen Früherziehungsdienst betreut. Im Allgemeinen sind es zur Hälfte SpitalpflegerInnen des CHUV und zur Hälfte Früherzieherinnen

oder Therapeuten, die uns kontaktieren, wenn ein Kind besondere Schwierigkeiten hat», erklärt Nathalie Bluteau, Chefin des Sozialpädagogischen Früherziehungsdienstes von Pro Infirmis. Im Fall einer Krankheit oder Behinderung übernimmt dieser Dienst eine ganze Reihe von Aufgaben: Unterstützung, Rechtsberatung, Informationen für Eltern bezüglich ihrer Leistungsansprüche und Kontakte zu Entlastungsdiensten. Im Jahr 2016 hat die Sozialberatung von Pro Infirmis mehr als 3000 Menschen mit Behinderung unterstützt, davon 559 Kinder. Bei 185 neuen Fällen waren auch Asylsuchende dabei.

«Eine andere Vorstellung von Behinderung»

Geneviève Piérart, Professorin an der Hochschule für Sozialarbeit in Freiburg, hat ein Buch über Handicap und Migration geschrieben. Im Interview spricht sie von den Herausforderungen, die sich für Familien mit einem behinderten Kind in einer neuen Gesellschaft stellen.

Interview: Lise Tran

Welche Probleme beschäftigen Eltern behinderter Kinder im Exil besonders?

Diese Familien geraten in eine komplizierte Welt, gerade auch, was das Sys-

tem der Invalidenversicherung (IV) betrifft, das selbst für einheimische Eltern nicht leicht zu verstehen ist. Dazu kommt der erschwerte Zugang zu Informationen in einer fremden Sprache. Weil sie nicht bereit sind, sich all dem zu stellen, wollen einige die Behinderung ihres Kindes nicht wahrhaben. Manchmal braucht es mehrere Jahre, bis sie sich vertieft mit der Situation auseinandersetzen können. Ausserdem ist es für diese Familien schwierig, in der Gesellschaft des Aufnahmelandes Orientierung zu finden. Das fällt allen Migranten schwer, aber ganz besonders, wenn sie ein Kind mit einer Behinderung haben. In meiner Doktorarbeit bin ich zur Erkenntnis gekommen, dass

die Familien unterschiedlich mit ihrer Situation umgehen, je nachdem ob die Behinderung ihres Kindes bereits vor der Emigration oder erst nachher festgestellt wurde.

Inwiefern?

In ihrer Heimat machen sich die Eltern eine Vorstellung der Behinderung, die von ihrer eigenen Kultur geprägt ist. Diese stellen sie dann im Ankunftsland den Vorstellungen jener Kultur gegenüber. Wenn die Behinderung allerdings erst im Exil festgestellt wird, haben die Familien keinen Bezugsrahmen. In ihrem Herkunftsland haben sie sich nicht mit dem Thema Behinderung auseinandergesetzt,

kennen aber auch die Kultur des neuen Landes noch nicht. Gewisse Eltern ziehen sich auf ihre Ursprungskultur zurück, besonders wenn sie sich stark von der neuen Kultur unterscheidet. Andere werden sich ganz an die neue Kultur anpassen, sagen zu allem Ja, ohne sich wirklich festzulegen.

Die gesellschaftliche Wahrnehmung von Behinderung variiert je nach Herkunftsland. Wirkt sich dies auch im Zielland aus?

Allerdings, besonders bei Kindern mit einer kognitiven Beeinträchtigung. Bei meiner Arbeit als Sonderpädagogin begegnete ich einer Familie aus Nordafrika, die überzeugt war, dass ihr mehrfach behindertes Kind unter einem Fluch stehe. Die Eltern brachten das Kind zu einem Heiler. Für gewisse unter ihnen ist es unbegreiflich, dass ihr Kind eine geistige Behinderung haben soll, besonders wenn es gute soziale Kompetenzen hat. Und es gibt auch Eltern, die die Behinderung als etwas Vorübergehendes betrachten, das sich von selbst lösen wird.

Geht das so weit, dass gewisse Familien keine Unterstützung annehmen?

In einer Forschungsarbeit hat ein Experte das Beispiel einer Mutter mit einem Baby mit Trisomie 21 präsentiert. In ihren Augen ging es dem Baby gut, es bewegte sich, es lächelte... Sie sah weder eine Krankheit noch eine Behinderung. Daher hat sie die Unterstützung durch eine Früherzieherin abgelehnt.

Die unterschiedliche Bedeutung, die der Behinderung durch die Familie und Fachkräfte zugeschrieben wird, kann dazu führen, dass die Behinderung nicht verstanden wird. Wie arbeitet man mit diesen Familien?

Selbst wenn wenige Ressourcen vorhanden sind, ist die Unterstützung durch interkulturelle Übersetzer wesentlich. Ich habe übrigens festgestellt, dass diese Fa-

milien je nach Herkunft gewohnt waren, mit unterschiedlichen kulturellen Werten zu leben. Menschen aus ehemals kolonisierten Ländern sind es gewohnt, mit einer Mischform aus ihrer ursprünglichen Kultur und der westlichen Kultur zu leben. Daher ist es für gewisse Menschen ganz logisch, einerseits einen Heiler beizuziehen, andererseits auch eine medizinische Behandlung in einem Zentrum durchzuführen. Ich habe allerdings den Eindruck, dass man von den Eltern erwartet, dass



Geneviève Piérart

sie sich an unseren Vorstellungen, die wir uns von den Problemen des Kindes machen, orientieren. Unsere Definitionen der Behinderung sind vorherrschend.

Ist das nicht paradox, von einer integrativen Perspektive aus gesehen?

In der Schweiz zielt die Integrationspolitik auf Assimilation, obwohl man heute den Akzent verstärkt auf den Aspekt des multikulturellen Zusammenlebens legt. Die Schule und das Gesundheitswesen sind stark normativ und berücksichtigen kaum andere Perspektiven. Das System der Leistungen und Versicherungen funktioniert so, dass man das Problem benennen muss, um einen Antrag stellen zu können.

Welche Rolle spielt ein Kind mit einer Behinderung für die Integration der Familie?

Bei gewissen Familien kann ein Kind mit einer Behinderung die Integration fördern. Besonders wenn die Behinderung bereits bei der Geburt festgestellt wird oder wenn das Kind noch klein ist. Da stehen die Unterstützungsdienste zur Verfügung, etwa die Früherziehung oder eine spezifische Unterstützung zuhause. Diese Dienste machen die Verbindung zwischen der Familie und der Gesellschaft und können erstere an eine Organisation verweisen, wenn sie bemerken, dass die Familie isoliert ist. Wenn diese Unterstützung nicht von selbst angeboten wird, müssen die Familien selbst herausfinden, wie sie sie bekommen können.

Passiert dies oft?

Bei meinen Recherchen habe ich nur wenige stark isolierte Familien angetroffen. Allerdings würden diese auch nicht an solchen Studien teilnehmen, weil sie gar nicht erfasst werden könnten.

Familien mit Migrationserfahrung und einem Kind mit einer Behinderung scheinen in den Elternvereinen wenig präsent. Wie erklären Sie sich das?

In meinen Untersuchungen sagten viele Eltern, dass sie nicht vor anderen Menschen über ihre Probleme reden wollten. Es ist ihnen nicht unbedingt bewusst, dass sie hier Unterstützungsangebote finden könnten. Andere fühlen sich überfordert von den Sprachproblemen. Und schliesslich bedeutet die Teilnahme an einem Elternverein, dass man die Behinderung seines Kindes akzeptiert hat.

Wie können die Vereine mit diesen Menschen in Kontakt treten?

Es ist eher ungewöhnlich, die Themen Migration und Behinderung zusammenzubringen. Die Vereine könnten ihre Informationen in mehreren Sprachen an die Migrationsstellen verteilen und eine Zusammenarbeit mit diesen anstreben.

Migrationsfamilien als Herausforderung für insieme-Vereine

Dossier
Migration

Wie bewältigen Menschen mit Migrationserfahrung, die ein behindertes Kind haben, ihren Alltag? Wie finden sie den Weg zum insieme-Verein ihrer Region? Und wie erleben die Vereine den Kontakt mit Menschen aus anderen Kulturen? Wir haben nachgefragt.

Text: Susanne Schanda

An der Heilpädagogischen Schule (HPS) in Wettingen (AG) haben rund 52 Prozent der Kinder einen Migrationshintergrund. Doch nur gerade drei dieser Familien sind Aktivmitglieder bei **insieme Baden-Wettingen**, einem Verein mit mehr als 300 Mitgliedern. Woran liegt das? «Wir erreichen Familien mit Migrationserfahrung nur schlecht, nicht zuletzt wegen Sprachbarrieren», sagt Ursula Steiner, Geschäftsführerin des Vereins. Zwei Mal im Jahr, an den Elternabenden der HPS, hat insieme Gelegenheit, Familien direkt anzusprechen. «Aber das Interesse ist gering. Die drei Familien, die wir bisher als Aktivmitglieder gewinnen konnten, sind bereits integrierte und gut gebildete Menschen.»

Bedürfnis nach Erfahrungsaustausch

insieme Schaffhausen hat zwei Familien aus Eritrea und drei aus Osteuropa als Aktivmitglieder im Verein, sagt Präsidentin Regula Battistino. Allerdings werde es generell schwieriger, neue Mitglieder zu finden, auch bei Schweizer Familien: «Informationen kann man sich heute im Internet holen. Vor dem direkten persönlichen Kontakt scheuen manche Familien zurück.» Erst vor kurzem insieme-Mitglied geworden ist Djulsa Dracic. Sie ist 1994 als Familiennachzug aus Bosnien in die Schweiz gekommen und hat inzwischen eine eigene Familie. «Als unsere Tochter mit Down-Syndrom in den Kindergarten kam, hatte ich das Bedürfnis, mich mit anderen Eltern, die ähnliche Erfahrungen machen, auszutauschen», sagt sie. Auf insieme wurde sie erstmals durch die heilpädagogische Früherzieherin aufmerksam gemacht, dann suchte sie die insieme-Website nach Infor-

mationen über das Down-Syndrom ab. «Es war unkompliziert, ein Treffen zu vereinbaren, und ich bekam gute Tipps für den Alltag. Im Moment suche ich vor allem den Austausch zum Thema Sonder- oder integrierte Schule. Wenn unsere Tochter grösser ist, werden wir sicher auch die Freizeitangebote nutzen», sagt Djulsa Dracic. In Bosnien gebe es inzwischen auch integrierte Schulen für Menschen mit Behinderung, aber früher hätten sich dort viele Familien gescheut, mit ihren behinderten Kindern in die Öffentlichkeit zu gehen.

Sprachbarrieren und Übersetzungshilfen

Gar keine Aktivmitglieder mit Migrationserfahrung hat insieme Cerebral Zug, obwohl auch dort über 50 Prozent der Kinder in der HPS aus Ländern wie Sri Lanka, Portugal, Russland, Mazedonien, Kroatien, Kosovo, Irak oder Algerien stammen. Die Geschäftsführerin Barbara Camenzind stellt fest, dass Eltern oft kaum Deutsch sprechen. Das zeige sich an Elternabenden der HPS, wo insieme Cerebral Zug sich einmal im Jahr präsentiere und seine Angebote vorstelle oder zumindest einen Stand habe, wo sich Eltern informieren könnten. Ausserdem organisiert der Verein sechs Mal im Jahr einen Elterntreff, an dem sich Angehörige über Schulprobleme, IV, Entlastungsangebote und andere Anliegen austauschen können. «Noch nie ist jemand mit Migrationshintergrund gekommen», sagt Barbara Camenzind. «Wir haben keine Kapazitäten, um einen Übersetzungsdienst zu engagieren.»

Lehrlinge der HPS als Betreuer im insieme-Lager

Vergleichsweise zahlreich sind dagegen Familien mit Migrationshintergrund bei **insieme Baselland** vertreten: 19 Aktivmitglieder in Verein; im Fussballtraining sind es 5 von 11 Kindern, im Kinderlager 5 von 20. Wie die Familien auf insieme aufmerksam werden? Durch die Schule, erklärt Susanna Reber von der Geschäftsstelle: «Wir haben eine Vereinbarung mit der HPS, dass deren Lehrlinge FaBe (Fachperson Betreuung) zwei Mal pro Jahr ein insieme-Lager begleiten und regelmässig die Freizeitgruppen der Kinder besuchen. Susanna Reber erzählt von einem 15-jährigen Knaben mit Behinderung aus Iran: «Seine Mutter ist mit ihm und einer Übersetzungshilfe zu uns gekommen, um den Verein kennenzulernen und sich über das Sportlager zu informieren, an dem ihr Sohn teilnehmen



wollte. Weil sie sich den ganzen Beitrag nicht leisten konnten, stellten wir dem Vorstand den Antrag, dass sie nur 100 statt 380 Franken zahlen muss. Das war eine sehr befriedigende Erfahrung.»

Auch bei Linda und Ali Özel – sie aus den Niederlanden, er aus der Türkei – ist der Kontakt über die Sozialpädagogin im Kindergarten von Sohn Dennis gelaufen. «Anfangs hat Dennis einmal im Monat die Samstagsgruppe besucht, ich wollte, dass er mit anderen Kindern zusammenkommt», erinnert sich Linda Özel. Inzwischen besucht er wöchentlich den insieme-Schwimmkurs und hat bereits einmal am Skilager teilgenommen. Auch die Eltern engagieren sich aktiv im Verein, Ali Özel unterstützt die Lehrerin beim Schwimmkurs und Linda Özel wird diesen Winter als freiwillige Helferin am Skilager teilnehmen.

insieme Innerschwyz hat fünf Aktivmitglieder mit Migrationserfahrung, davon machen zwei sehr engagiert mit, sagt die Geschäftsführerin Annemarie Ott. «Sie kommen oft an die Anlässe mit anderen beeinträchtigten Töchtern und Söhnen, die sie aus ihrem privaten Umfeld kennen. Zwei Familien aus Ex-Jugoslawien nehmen jeweils Ende November am Jahresabschlussfest teil. Das ist eine gute Gelegenheit, andere Angehörige kennenzulernen.» Den Kontakt zu insieme finden die Familien entweder über die HZI (Heilpädagogisches Zentrum Innerschwyz) oder den Behindertenbetrieb Kanton Schwyz (BSZ) oder auch über befreundete Familien. Mit dem HZI und der BSZ pflegen wir sehr gute Kontakte. Den Entlastungsdienst, welcher auch bei unserem Verein angegliedert ist, nutzen weitere fünf Familien. Diese Familien sind nicht zwingend Mitglieder. Der Kontakt läuft meistens über die Pro Infirmis und teils auch über das HZI. Fazit: Wegen sprachlicher und oft auch finanzieller Schwierigkeiten, ist es sicher schwieriger die Menschen mit Migrationshintergrund für unsere Angebote zu motivieren.

Die Brückenbauerin

Auf Initiative der Kolumbianerin Miriam Nadig und anderer Mütter mit Migrationshintergrund von geistig behinderten Kindern, wurde in Bern die Gruppe per noi gegründet. Sie versuchte, Migrationsfamilien alle für den Umgang mit geistig behinderten Kindern erforderlichen Informationen zu beschaffen und ihnen beim Kontakt mit den zuständigen Behörden behilflich zu sein. Die Gruppe wurde mit Hilfe des Schweizerischen Roten Kreuzes Kanton Bern mit dem Verein insieme bekanntgemacht. Eine ihrer Mitbegründerinnen, die mexikanische Lebensmittelingenieurin Yolanda Gama, Mutter einer inzwischen erwachsenen Tochter mit Trisomie 21, ist heute – nach der Auflösung von per noi – für Familien mit Migrationshintergrund im Vorstand von **insieme Region Bern** vertreten.

«An Informationen kommt man nur, wenn man vernetzt ist», sagt Yolanda Gama und berichtet: «Erst als Clara mit sieben Jahren in die Christophorus-Schule kam, habe ich erfahren, dass sie ein Anrecht auf eine Freikarte für den Bus hat. Wenn man aus dem Ausland kommt, versteht man nicht, welche Informationen in der Schweiz automatisch vom Staat kommen wie etwa das Aufgebot für die Schu-



le und welche man sich selbst beschaffen muss.» Dabei sei die Sprachbarriere nicht das einzige Problem, sondern auch die Tatsache, dass in der Schweiz ein grosser Teil der Informationen auf schriftlichem Weg weitergegeben würde; das sei schwieriger zu verstehen, als wenn einem jemand etwas mündlich erkläre. «Menschen aus Lateinamerika und muslimischen Ländern haben oft einen engeren Familienzusammenhalt als Schweizer Familien und behalten die Kinder lieber zuhause, was dazu führt, dass auch die Mütter zuhause bleiben und sich von der Gesellschaft isolieren.» Im Vorstand von insieme Region Bern kann Yolanda Gama ihre Erfahrungen weitergeben – als Vermittlerin und Brückenbauerin. Dabei gibt sie auch zu bedenken, dass die Idee eines Vereins etwas typisch Schweizerisches ist: «Wir müssen die Menschen dafür sensibilisieren, dass sie über den Verein an der neuen Gesellschaft teilhaben können.» ●

insieme als Drehscheibe

insieme-Vereine können Familien, die neu in der Schweiz leben, in Alltagsfragen beraten, mit anderen Eltern in Kontakt bringen und an Beratungsstellen wie Pro Infirmis weiterleiten; diese Organisation berät und unterstützt auch Familien mit Migrationshintergrund bei Fragen der Betreuung und Entlastung, Wohnen, Arbeit und Ausbildung.

Bei sprachlichen Problemen können interkulturelle Übersetzungsbüros engagiert oder vermittelt werden: Interkultureller Dolmetschdienst (Aargau/Solothurn), Verdi – Interkulturelles Dolmetschen (Ostschweiz), Comprendi? (Kanton Bern), Caritas Dolmetschdienst (Zentralschweiz), Medios – Interkulturelles Dolmetschen (Zürich) u.a.

Für Flüchtlingsfamilien mit behinderten Angehörigen ist die Flüchtlingshilfe in den Asylunterkünften der Kantone die erste Anlaufstelle. Sie unterstützt die Familien bei Arztbesuchen und Kontakten mit Behörden, bei der Suche nach einer Schule und Anträgen um finanzielle Unterstützung.